



Kein Liebespaar, aber trotzdem eine Familie: Daiwa (links) und Mila mit ihrem Sohn Leo und Baby Juli.



DAS PERFEKTE GLÜCK

Die Partnerin von Caroline Ausserer ist eine Frau – und zugleich der leibliche Vater ihres Kindes. Ein Bericht über das Leben dreier Trans*familien, das nicht nur Behörden nachhaltig verwirrt.

Von
Caroline Ausserer

Fotos
Verena Brüning

Als ich wusste, dass ich schwanger war, begleitete mich meine Partnerin zum ersten Termin bei meiner Gynäkologin. Als wir die Praxis betreten, ist meine Ärztin gerade dabei, etwas aufzuschreiben. Ohne aufzuschauen fragt sie: „Wie habt ihr es denn gemacht, war es eine künstliche Befruchtung?“ „Nein, auf natürlichem Weg“, sagen wir gleichzeitig. Sie blickt erstaunt auf und sagt in Julias Richtung: „Oh, ich dachte, Sie seien eine Frau.“ Und Julia daraufhin: „Bin ich auch, ich bin die Komutter und der leibliche Vater.“ Der Ärztin steht ein Fragezeichen ins Gesicht geschrieben. Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass wir uns erklären müssen.

Wie wenig über Transfamilien bekannt ist, zeigen Reaktionen selbst von anderen sogenannten Regenbogenfamilien. „Wo habt ihr es denn gemacht?“, fragt mich eine lesbische Mutter beim Krabbeltreff im Regenbogenzentrum. Ich reagiere langsam: „In

den USA.“ „Oh“, sagt sie erstaunt, „warum seid ihr denn so weit gefahren?“ Dann erst begreife ich, worauf sie hinaus will und sage ihr, dass meine Partnerin eine Transfrau ist und wir keine Klinik aufsuchen mussten. Sie macht große Augen und sagt lächelnd: „Also habt ihr ein Low-Tech- und kein High-Tech-Kind.“ Mittlerweile ist unser „Low-Tech-Kind“ Emilie Luca bald zwei Jahre alt.

Wie groß der Kinderwunsch unter Trans*menschen ist, also Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt, zeigt eine Untersuchung in Belgien aus dem Jahr 2002. Dabei gaben 54 Prozent der befragten Transmänner und 40 Prozent der befragten Transfrauen an, sich Kinder zu wünschen. Über die Hälfte der Transfrauen, die sich Kinder wünschen, waren lesbisch

oder bisexuell. In vielen Ländern ist es aber schon aus rechtlichen Gründen schwierig, Kinder zu haben. Denn damit man auch rechtlich zur Frau (bzw. zum Mann) werden kann, ist eine dauerhafte Unfruchtbarkeit notwendig, manchmal verbunden mit Kastration. So ist es derzeit in 22 Ländern in Europa, darunter Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien, Dänemark – und bis vor Kurzem

auch Deutschland. Mit der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom Januar 2011 wurde diese Forderung als verfassungswidrig erklärt und abgeschafft. Dennoch fehlen bis heute Gesetze, die etwa die rechtliche Situation von gebärenden Transmännern und zeugenden Transfrauen regeln.

„Mama daaaa!“ ruft Emilie, zeigt entschieden auf Julia und tappt freudig auf sie zu. Julia fängt sie auf und wirbelt sie durch

„Ich bin die Komutter und der leibliche Vater.“



Abgefahren? Für Emilie (2) sind Caroline (links) und Julia ganz einfach „Mami“ und „Mama“.



Die deutschen Behörden tun sich da etwas schwer, für sie bleibt Julia der Vater von Emilie.

die Luft. Seit Kurzem unterscheidet Emilie ganz genau zwischen uns beiden mit „Mami“ und „Mama“. Trotzdem ist Julia als „Vater“ in die Geburtsurkunde unseres Kindes eingetragen. Dies haben wir den Paragrafen zu verdanken, die verhindern sollen, dass unsere Geschlechterordnung aus den Fugen gerät. Damit wir es nicht auf einmal mit Männern zu tun haben, die Kinder austragen, oder mit Frauen, die Kinder zeugen, muss ein Transmann, der ein Kind gebärt, rechtlich „Mutter“ genannt werden. Und eine Transfrau gilt als „Vater“ ihres leiblichen Kindes.

Das deutsche Transsexuellengesetz (TSG), das seit Langem von Trans*vereinigungen kritisiert wird, sieht eine Abkennung des Vornamens bei Geburt eines Kindes aberkannt wird und sie wieder ihren alten männlichen Namen führen müsste. Eine ähnliche Regelung bei der Heirat wurde bereits 2008 vom

Es gibt kaum Argumente, warum das Geschlecht überhaupt irgendwo eingetragen werden sollte.

Bundesverfassungsgericht gekippt. Davor war Unverheiratetsein eine Voraussetzung für eine rechtliche Anerkennung der neuen Geschlechtszugehörigkeit, verheiratete Paare mussten sich also scheiden lassen, wenn eine/r der beiden eine rechtliche Geschlechtsanerkennung anstrebte.

Für Julia steht fest, dass all das viel einfacher sein müsste. Zum Beispiel so, wie es Argentinien 2012 vorgemacht hat: Dort ist die Anerkennung nur mehr ein Verwaltungsakt. Das freut meine Partnerin, die auch Mitgründerin und Geschäftsführerin des europäischen Netzwerks Transgender Europe (TGEU) ist. „Im Grunde gibt es wenig Argumente, warum Geschlecht überhaupt irgendwo eingetragen werden sollte. Ich hoffe, dass eines Tages der Geschlechtseintrag ganz wegfällt.“ Sie wirft unser lachendes Kind in die Luft und fängt es wieder auf.

Szenenwechsel, ein kleines Café in Berlin Neukölln. „Wir wollten eine

stinknormale Familie sein und so ist es jetzt auch“, sagt Sam und blickt durch seine dunkle Brille. Sam (40) und Esther (42, Namen geändert) haben sich ihren Kinderwunsch durch Adoption erfüllt. Die kleine Annika, die nur ein paar Tage alt war, als sie zu ihnen kam, ist heute fast vier Jahre alt. Bis das extrem bürokratische Verfahren endlich abgeschlossen war, war Annika bereits zweieinhalb. Seitdem feiern sie zwei „Familiengeburtstage“: einmal den Tag, als sie Annika abholen durften, und dann den Termin, der bestätigte, dass sie ihr gegenüber alle Rechte und Pflichten von Eltern haben.

„Meine Transition habe ich begonnen, als wir uns verliebt haben“, erzählt Sam. Recht schnell sei es dann um das Thema Kinder gegangen. Selbst schwanger zu werden, habe sich Sam niemals vorstellen können. „Das ist für mich wie Kopffasching“, lacht er. Für Esther kam aus verschiedenen Gründen künstliche Befruchtung nicht infrage und so entschieden sie sich für Adoption.

Eine Voraussetzung dafür war die Heirat, also heirateten sie. Sam hatte zu der Zeit bereits „alles durch“, also Vornamens- und Personenstandsänderung hinter sich.

Das Auswahlverfahren bei der Adoptionsvermittlungsstelle war aufreibend und mühsam. Fünf Monate lang fanden monatlich Gespräche statt. „Alles wird gefragt, man muss sich nackt machen.“ Eine besondere Herausforderung stellte der geforderte „emotionale Lebenslauf“ dar, der über Familie, Arbeit, Beziehung und die Trauerarbeit wegen einer vermeintlichen Unfruchtbarkeit berichten sollte. „Damit es für mich passt, habe ich ihn geschlechtsneutral geschrieben“, schmunzelt Sam.

Als alles vorbei war und sie nur noch auf das Abschlussgespräch warteten, kam eines Tages ein Anruf. „Wir wollten gerade umziehen und saßen auf unseren gepackten Kisten, da sagt uns die Adoptionsstelle, dass soeben ein kleines Mädchen geboren war und wir am nächsten Tag vorbeikommen soll-

ten.“ Sam bekommt immer noch feuchte Augen, wenn er daran denkt. „Es war eine Achterbahn der Gefühle.“

Mittlerweile ist das Leben mit Annika und Esther für Sam „das perfekte Glück“. Das Trans*sein ist in den Hintergrund gerückt, nur der Freundeskreis und einige Kolleg_innen wissen davon. „Wir Transmänner gehen oft in der Masse unter, anders als Transfrauen, die in der Öffentlichkeit häufig nicht so unbemerkt als Frauen durchgehen.“ Für ihn, der sich diese Normalität immer gewünscht hat, ein Riesenvorteil. „Niemand dreht sich um nach mir, diese Last ist weg.“

Irgendwann werde das Thema mit Annika zur Sprache kommen, wichtiger jedoch findet Sam das Thema Adoption. „Wir wissen um unsere Besonderheit als Familie. Annika wächst nicht heteronormativ auf. Sie sieht andere Familien, die nicht in das zweige-

Selbst schwanger werden? Wäre die einfachste Variante. Aber für Sam als Transmann ist das wie Kopffasching.

schlechtliche Schema passen, und geht sehr offen damit um.“

Genau diese Offenheit und Normalität wünscht sich Sam auch für Trans* in der öffentlichen Wahrnehmung. „Wir sind keine Freaks, sondern Menschen, die vieles sind, unter anderem auch trans*.“ Sams Worte hallen durch das leere Café und bleiben mir im Kopf, als wir auf die regnerische Straße treten und uns verabschieden.

Lio (3) klettert die Leiter auf sein Stockbett hinauf und rutscht auf der anderen Seite runter. Lachend plumpst er in die Kissenslandschaft und rappelt sich schnell wieder hoch. „Noch mal!“ Mila steht lächelnd daneben, Daiwa hält die fünf Monate alte, schlafende Juli auf dem Arm.

Mila und Daiwa haben als Freund_innen beschlossen, gemeinsam eine Familie zu gründen – ganz ohne Liebesbeziehung. Sie kannten sich gut, hatten in einer WG zusam-



Sonntagsnormalität: Wenn sie mit den Kindern unterwegs sind, werden **Daiwa** und **Mila** meist für ein lesbisches Paar gehalten.

mengewohnt und die Idee war schon ein paar Jahre alt, als sie sie schließlich in die Tat umsetzten. „Es war schön!“, lachen beide. Für Lios Zeugung hatten sie sich zu „Sexdates“ getroffen, bei ihrem zweiten Kind Juli haben sie sich für die Bechermethode entschieden. Obwohl sie zuvor alles Mögliche besprochen und klare Vereinbarungen getroffen hatten, habe die Tatsache, gemeinsam ein Kind zu bekommen, doch die „Mühle der Beziehungsarbeit“ in Gang geworfen. „Vorher war es wie Trockenschwimmen“, schmunzelt Mila.

Die beiden wohnen zusammen, bewahren sich aber ein eigenes Leben jenseits der Familie. Außerdem hat Lio drei Bezugspersonen, mit denen er einmal die Woche was unternimmt, für Juli haben Daiwa und Mila dasselbe vor. „Uns ist es wichtig, auf unsere Bedürfnisse zu achten und uns gegenseitig Freiräume zu schaffen. Es ist ein enormes Zusammenwachsen und alles muss verhandelt werden“, fügt Mila hinzu und kriecht mit Lio unter eine Decke unter dem Stockbett.

„Als ich als Lesbe schwanger wurde, kam es zu einer großen Konfrontation mit den traditionellen Bildern von Familie“, erzählt Daiwa. Da Mila zu der Zeit noch „fließend

zwischen den Geschlechtern unterwegs“ war, wurden die beiden in der Öffentlichkeit oft als heterosexuelles Paar gesehen. Während Mila daran gewöhnt war, falsch gelesen zu werden, hatte Daiwa Schwierigkeiten sich abzugrenzen. „Mittlerweile werden wir wohl mehr als lesbisches Paar gesehen“, vermutet Daiwa und blickt auf die inzwischen aufgewachte Juli in ihrem Schoß. „Ich frage mich, warum sich Menschen immer weniger nach uns umschauen auf der Straße. Womöglich ist das Bild der Familie doch viel weiter, als wir denken?“

Mila hat letztes Jahr ihre Transition vollzogen und wird in der Öffentlichkeit immer mehr als Frau wahrgenommen. In den Geburtsurkunden ist sie dennoch als Vater eingetragen. Dies führe mitunter zu absurden Situationen: „Letztens haben wir Bankkonten für unsere Kinder eröffnet und für Juli die Geburtsurkunde vorzeigen müssen. Das war gleichzeitig ein Zwangsouting.“

Es gibt die Regelung, dass die Geburtsurkunden der Kinder von Personenstands- und Vornamensänderung unberührt bleiben müssen. Als Grund wird das Wohl des Kindes genannt. Mila schnaubt nur verärgert: „Warum soll es für unser Kind besser sein, dass in der Geburtsurkunde der Name einer Person

steht, die es nicht kennt?“ Mila nimmt Juli in den Arm, während Lio zu Daiwa wechselt und mit ihm an einer Murbelbahn zu spielen beginnt.

Schlechte Erfahrungen habe sie bislang keine gemacht, berichtet Daiwa. „Nur einmal sagte eine Jugendliche zu Lio: Du Armer hast keinen Papa!“ Sie wünsche sich, dass die Menschen offener ihre Irritation zeigen. „Damit offenbaren sie ja ihre eigenen Vorstellungen über Familie, die dann infrage gestellt werden können.“ Besonders wichtig findet sie, jenen Vorurteilen die Stirn zu bieten, die meinen, Familie und Trans* passe nicht zusammen. „So als wäre Familie als Wert nur jenen Menschen vorbehalten, die ein sogenanntes normales Leben führen“, sagt Daiwa und hilft Lio beim Suchen einer Murbel, die zwischen die Kissen gerollt ist.

Täglich erleben wir, wie stark unser Denken von überholten Bildern geprägt ist. Fallen Familien aus dem erwarteten Raster, müssen sie sich erklären, rechtfertigen, abgrenzen und schützen. Woran liegt es, dass unterschiedliche Familienformen oft weder gesellschaftlich noch rechtlich anerkannt werden? Um das Kindeswohl geht es wohl kaum, vielmehr um Ignoranz, Ängste oder Unsicherheiten.

So fragte mich kürzlich ein Handwerker im Treppenhaus: „Wo ist dein Mann?“ Als ich im Vorübergehen murmelte, keinen zu haben, wird er wütend: „Woher kam dann das Kind? Vom Himmel?“ □

„Nur einmal sagte eine Jugendliche zu Lio: Du Armer hast keinen Papa!“

EINE REDE SCHREIBEN

Von
Christina Schildmann

Illustration
Sergio Membrillas

Um eine gute Redenschreiberin zu sein, solltest du in der Lage sein, dich auf Knopfdruck in jemand anderen zu verwandeln – zum Beispiel in eine türkischstämmige Bürgermeisterkandidatin oder einen alten Mann. Hier kommen meine drei Gebote des Redenschreibens.

1

Du sollst nicht eitel sein (zumindest nicht allzu sehr). Eine Redenschreiberin wirkt im Hintergrund, sie ist im wahrsten Sinne des Wortes ein „Ghost“. Wenn es dich selbst ins Rampenlicht zieht, solltest du diesen Beruf meiden. Gleichzeitig schadet etwas Bühnenerfahrung nicht. Es ist hilfreich, schon mal vor Publikum gestanden zu haben, um sich in die Lage deiner KundInnen hineinversetzen zu können. Dann kommst du gar nicht erst auf die Idee, unsprechbare Schachtelsätze zu formulieren. Nicht eitel sein heißt auch, von dir selbst und deinen eigenen Vorlieben abstrahieren, dich gewissermaßen selbst ausblenden zu können. Ich habe hauptsächlich für Männer geschrieben, und zwar für deutlich ältere. Redenschreiben heißt, sprachlich und geistig mit der Person zu verschmelzen, für die man schreibt. Sich in ihren Sprachsound hineinzudenken. Die Sprache eines „meiner“ Redner hatte ich so sehr verinnerlicht, dass mir KollegInnen unterstellten, ich würde ihn parodieren. Nicht eitel sein bedeutet auch: Demut. Viele Menschen denken, RedenschreiberInnen seien StrippenzieherInnen, die „ihre“ PolitikerInnen an unsichtbaren Fäden lenken. Dieses Bild ist grundfalsch. Die Redenschreiberin ist in erster Linie Dienstleisterin. Wenn du Politik machen willst, kandidiere lieber für den Bundestag.

2

Du sollst nicht langweilen. Die politische Rede hat einen miserablen Ruf. Zu Recht! SprachkritikerInnen haben viel Treffendes über die politische Sprache gesagt, haben ihre Künstlichkeit („Plastikwörter“), die Auswechselbarkeit ihrer Begriffe („Legosprache“) und ihre Tendenz zur Verschleierung („Nebelkerzen werfen“) bemängelt. Der Komiker Ralf Kabelka nimmt das wunderbar auf die Schippe, wenn er seine Figur, den CDU-Politiker Dr. Udo Brömme, mit dem Slogan „Zukunft ist gut für alle“ in den Wahlkampf schickt. Wie machst du es also besser? Meine Faustregel: je abstrakter, desto schlechter; je konkreter, desto besser – solange du unter „konkret“ nicht „langweilige Details“ verstehst. Eine Rede ist schlecht, wenn sie auf der Ebe-



ne der „großen Begriffe“ stecken bleibt. Spätestens beim dritten Mal „Freiheit“, „Gerechtigkeit“ oder „Solidarität“ ist auch die Letzte im Publikum weggedämmert. Eine Rede ist genauso schlecht, wenn sie nur administrative Details aneinanderreihet und sich anhört, als sei sie direkt aus dem Aktenkoffer gekrochen. Eine Rede ist gut, wenn sie auf der Ebene genau dazwischen spielt, wenn sie Geschichten erzählt, von echten Menschen handelt, von Gefühlen und natürlich auch von Alternativen („Was wollen wir und was wollen die anderen? Warum?“). Und eine Rede ist dann gut, wenn die Rednerin sich nicht hinter einem anonymen „Wir“ versteckt, sondern „sich selbst“ zeigt. Im RedenschreiberInnenalltag ist es nicht leicht, diesen Maßstäben gerecht zu werden. Der Job ist Fließbandarbeit. Oft genug habe ich mich selbst dabei ertappt, in peinlichste Floskeln zu verfallen. Zur Selbstkontrolle zwei Tipps. Guckt euch Dieter Hildebrandts Helmut-Kohl-Parodie „Der Mond ist aufgegangen“ an. Und: Lest euch eure Rede selber laut vor. Wenn ihr dabei einschlaft: neu schreiben.

3

Du sollst deine ZuhörerInnen niemals unterschätzen. Ich wundere mich manchmal, was gängige Ratgeber, meist verfasst von Polithaudegen aus der Brandt- oder Schmidt-Ära, für eine gute Rede halten. Als Meisterrede schlechthin wird oft die sogenannte „Blut, Schweiß und Tränen“-Rede („I have nothing to offer but blood, toil, tears, and sweat“) von Winston Churchill aus dem Jahr 1940 genannt. Es ist eine „Folgt mir, nur ich kenne den Weg“-Rede erster Güteklasse. Ich meine, dass es heute so nicht mehr funktioniert: Die Zeiten der autoritären Alpha-Mann-Rede sind vorbei. Eine zeitgemäße Rede schleudert den ZuhörerInnen keine fertigen Lösungen vor die Füße, sondern verwickelt sie in ein imaginäres Zwiegespräch.



Christina Schildmann war Redenschreiberin für mehrere SPD-Spitzenpolitiker (und wenige Spitzenpolitikerinnen). Angefangen hat sie ihre „Schreiblaufbahn“ als PR-Frau für die „Sendung mit der Maus“ und den „Tatort“. Heute ist sie Referentin für Familienpolitik und Gleichstellung in der Friedrich-Ebert-Stiftung.